

# Feuilleton.

## Die Kirchhofslinde!

Von Albert Reffenheimer

Gingst schon tauchten all die Gluten  
Die am Abendhimmel ruhten,  
Tief hinab ins blaue Meer,  
Alle Lieder sind verklungen,  
Durch die Abenddämmerungen  
Zieht die trübe Nacht daher.

Rosend spielen leise Winde  
Mit dem Laub der Kirchhofslinde,  
Blüthen löse Blätter ab;  
Traulich dehnt sie ihre Äste  
Über all die toten Gäste  
Drunten in dem kühlen Grab.

Plötzlich fühl' ich mit Erbeben  
Ringsumher ein Geisterleben,  
Merke auf und horche still!  
Was da heimlich das Geflüster  
Droben in dem Laubwerksbüßer  
Seinem Lauscher sagen will:

Wanderer hemme deine Schritte!  
Hier, in stummer Totenmitte  
Höre meiner Mahnung zu,  
Mert' dir fromm die ersten Worte  
An entschwebter Seelen Orte  
An den Ort der Grabesruhe!

Manch' Jahrhundert sah ich fließen  
Viel Geschlechter sah ich sprießen  
Gleich viel auch untergeh'n,  
Sah die armen, wie die reichen  
Groß und Klein im Tod erblicken  
Ihren Staub im Wind verweh'n,

In der Sommerabends Kühle  
Spielten Knaben ihre Spiele  
Mit der Jugend heit' rem Sinn;  
Ach zerknickt ist manche Rose,  
Unter jener Hügel Moose,  
Welken junge Blüten hin.

Jubelnd zog der Hochzeitsreigen  
Schön geschmückt mit Myrtenzweigen  
Nach der Kirche Hochaltar.  
Siehe! bald schon lagen beide,  
Raum vereint, im Totenleide  
Auf der schwarzen Totenbahn.

Oftmals kamen Ehegatten  
Blauberten in meinem Schatten  
Von des Werktags Allerlei.  
Greise an das Lebens Schranken  
Gingen noch mit Weltgedanken  
An den Gräbern kalt vorbei.

Schau! die in Palästen thronten  
Die in nied'rer Hütte wohnten,  
Die da kämpften manchen Strauß,  
Die ihr Brod in Tränen aßen,  
Die dem Glück im Schoße saßen,  
Sanken all ins Bretterhaus.

Dir auch singet bald die Menge  
Ihre ersten Grabgesänge  
Zu dem Sterbeglockenton.  
Wald sind alle deine Stunden  
Zu der Zeiten Lauf verschwunden  
Und für immer dir entflohn.

Wand'rer! willst du nie bedenken,  
Dass man dich hinab wird senken,  
Dass der Tod dir alles raubt?  
Also sprach die Kirchhofslinde  
Wie ein Vater zu dem Kinde,  
Schüttelnd ernst das graue Haupt.

## Die Einöder.

Erzählung aus der Vergangenheit  
des Rünischen Waldes.

Von Anton Schott.

Fortsetzung.

VI.

**W**aldkirchtag auf dem Arber,  
dem König des Waldes!  
Breit und behäbig steigt  
er auf aus den Tälern des weißen und  
schwarzen Regens, und würdevoll streckt  
er sein kahles, felsengekröntes und oft  
schier das halbe Jahr von dichten Nebel-  
wolken umhülltes Haupt hinauf in die  
Lüste.

Und durch den schattigen Hochwald  
zieht und waltet jung und alt, Männlein  
und Weiblein in großen Scharen. Tief-  
ernste Reden werden geführt von den  
einen, Betrachtungen über Leben Wan-  
del, über die Hinfälligkeit des Menschen  
und über das mutmaßliche Schicksal der  
Seele nach dem Tode, während andere  
Fragen wirtschaftlicher Art erörtern oder  
Viehhandel abschließen. Aber das junge  
Volk denkt vorläufig weder an des Men-  
schen letzte Dinge noch an den Tod, und  
wirtschaftliche Fragen können ihm schon  
gar am Feiertage nicht die geringste  
Beachtung abnötigen. Sein Element  
ist Scherz und Lachen, ist die Jugend  
und alles, was darum und daran hängt.

Scherz und Lachen schallt auch hinaus  
in den schweigenden Hochwald, in dem  
sich nur mehr einige Weisen herumstrei-  
ten oder ab und zu ein Ruchhäger krächzt.  
Des Frühlings Reiten sind vorüber,  
wenn auf dem Felde die Mandel stehen,  
und die Lieder sind verklungen.

Was aber schert sich die Jugend um  
Lenz und Winter? Um sie weht und  
waltet ein ewiger Frühling, und weder  
Reiß noch Schnee kann ihn vertreiben.  
Und sie hält auch zusammen.

Von Rünischem Boden bis hinüber  
zum Arber ist ein gutes Stück Weges,  
aber was sichts das die jungen Leute an?  
Leichtfüßig stapfen sie über Stock und  
Stein, über Wurzeln und Gerölle dahin,  
und unter Scherz und Lachen erklimmen  
sie die steilen Hänge.

Da lassen sich die Alten schon mehr  
Zeit; bei ihnen geht es nicht mehr so  
rasch und hastig, und bis sie hinaufkom-  
men zu dem kleinen, unscheinbaren Ka-  
pellchen, das mit einem eisernen Reifen  
hat umspannt werden müssen, daß der  
Wind nicht Stück um Stück wegzureißen  
vermag, stehen die Jungen schon lange  
oben und schauen staunend und wundernd  
hinaus in die weite, weite Ferne, bis  
dorthin, wo der reinblaue Himmel auf-  
zuliegen scheint auf den blauen Berg-  
streifen, weit, weit draußen.

Und über das ganze weite Gelände  
mit seinen schier unübersehbaren Wäl-  
dern, den grünen Tälern und den goldi-  
gen Fruchtfeldern strahlt und lacht die  
Sonne.

Das Gesicht des Wirtl heitert sich  
auch gar sehr auf, und seine Augen be-  
ginnen zu strahlen, als er mit den an-  
dern Männern gen das Kapellchen hin-  
aufpustet. Er hat den Beri unter der  
Menschenmenge erspäht und seine Dirn,  
die Lene, wie sie beisammen stehen und

miteinander reden. Das hätte er schon  
lange gerne gesehen. Die zwei lähe  
er am liebsten als Bauernleute werfen  
auf dem Bucherhofe. Er hat sich schon  
alles ausgesonnen und ausgetüftelt, aber  
... er kann doch nichts dazu sagen.

„Freisaffeln — Waldwasteln,“  
schmunzelt da und dort ein Bayer, als  
die Rünischen anrücken. Aber was schert  
das diese? Mit denselben Worten nek-  
fen sich auch die Leute in den Herrschafts-  
dörfern, die schier mit Leib und Seele,  
mit Haut und Haar der Herrschaft ge-  
hören und Scharwerken und Fronen müs-  
sen wie ein Stück Zugvieh. Die Bayern  
sind wohl besser daran als die Leute in  
den Herrschaftsdörfern, aber sie, die Rün-  
ischen, sind allerwege ihre freien Herren  
und lachen trotz der schon stark zugestuf-  
ten Privilegien jene in der Umgebung  
männiglich aus.

Man kennt auch schon jeden an der  
Tracht. Während die Bayern ihre lan-  
gen Schößelröcke, die kurzen Kniehosen  
und blaue Zwickelstrümpfe tragen, manche  
auch schon kurze Tuchjoppen mit großen  
silbernen Knöpfen und Lederhosen, blei-  
ben sie seit Großvaterszeiten bei der  
kurzen Tuchjoppe mit dem Lederbesatz  
an den umgeschlagenen Ärmeln, den Le-  
derhosen und den hohen Wadenstiefeln.  
Die Weiberleute aber sind hier wie drü-  
ben gleich gewandet. Höchstens, daß  
eine, die es nicht nötig hat zu sparen,  
sich für die Sonntage einen Wollkittel  
kauft statt des gebräuchlichen leinenen  
und hausgewebten, oder statt des wolle-  
nen Busentuches ein seidenes trägt.

„Wie steht's mit der Ernte bei Euch  
drinnen?“ fragt der Bauer vom Turm-  
hof, gleich unterhalb der Arberkuppe,  
die Rünischen. „Werdet schon so ziem-  
lich mitten drinnen sein. ... Ich bin halt  
allemaal der letzte; wenn die andern auf-  
hören, kann ich erst anfangen.“

„Brachst Dich nicht so zu klagen,“  
vertröstet ihn der Rünber. „Gibt schon  
bei uns auch Orter wo es gut Ding so  
spät wird, wie bei Dir. Die obern See-  
wiesener, die Brenmeter und solche andere  
harrt es auch stark hinaus. Geht halt  
nicht anders. Aber geben tut heuer das  
Treib, wie ich es noch nicht denk'...“

„Wirst halt auch nimmer lang' hin-  
aufsteigen können zur Waldkirchweih“,  
redet ein anderer den Wirtl an. „Hab'  
ich viel näher, und es geht mir schon zu  
Herzen, bis ich herauf komm'. Ja, die  
Jahr! Die sind leide Gefährten!“

„Geht noch allweil“, meint der und  
wischt sich den Schweiß aus dem Gesichte.  
„Ich komm' mich bislang noch allweil'  
nicht recht klagen über das Alter. Dort  
und da merkt man's wohl schon, daß es  
nimmer ganz so ist wie eh'zeit, aber...  
es geht noch.“

„Nachher hält's Dich schon leichter  
wie mich... Nach dem Hochamt kom-  
men wir ja zusammen, gelt? Ich muß  
wisch jetzt um einen gelegenen Sitz um-  
schauen.“

Der Wirtl steigt noch ein Stücklein  
mit ihm den Hang hinauf bis zu der  
Stelle, wo er vorhin den Beri und seine  
Lene gesehen, aber er findet sie nimmer.  
Er sucht hin und her und kommt bis auf  
die Matte hinauf, über die nur mehr die  
Felsenkrone hinauskragt. Da stehen

Gruppen Wallfahrer, dort auch, aber  
den Beri kann er nicht finden. Da auf  
einmal sieht er überlings vor seiner Lene,  
die mit dem Gang redet und scherzt.

Sein Gesicht verdüstert sich, und die  
buschigen Brauen ziehen sich unwillkürlich  
zusammen.

„Wo ist denn der Beri, der Bucher-  
bauer?“ fragt er unwirsch.

Die Lene wird ein bißel dunkler im  
Gesicht, als sie sonst ist. „Weiß nicht,  
wo er hinkommen ist“, gibt sie zur Ant-  
wort. „Gerad' vorhin hab' ich mit ihm  
geredet und dann... sind wir aus-  
einander kommen.“

Der Wirtl dreht sich kurz herum und  
sucht weiter. Mit einem Male aber  
wenden alle sich einem der Felsen zu,  
und einer um den andern nimmt den  
Hut vom Kopfe. Der Pfarrer steigt  
den Felsen hinauf, um die Predigt zu  
halten. Der Wirtl bleibt stehen, wo er  
eben steht, und lauscht auf die Worte des  
Geistlichen.

Der hat heute leichte Mühe, die Herzen  
seiner Zuhörer zu rühren. Wie ein  
Hauch des ewigen Friedens fächelt es in  
dem zerrissenen und struppigen Geäste  
einiger krüppelhafter Fichten, die sich am  
Mittagshange hinaufgewagt bis hart  
unter den Gipfel. Die weite, weite  
Ferne mit Berg und Tal, Flur und  
Wald zeugt von Gottes Allmacht und  
Güte, und über all' dies ergißt sich der  
Licht, Wärme und Leben spendende Son-  
nenschein.

So eine Predigt zwischen Erde und  
Himmel hat schon manch' guten Vorsatz  
locker gemacht, manch' verstocktes Herz  
gerührt. Und der Pfarrer, der den  
beschwerlichen Weg zu Berge gemacht,  
kann mit dem Bewußtsein zu Tale stei-  
gen, viel, viel guten Samen gesät zu  
haben nach dem Willen des Herrn.

Im Gefelke sitzt die Einöderin, den  
Rosenkranz in den Händen, und starrt  
hinaus in die Ferne. Sie hört die  
Worte des Priesters, doch nicht alle.  
An manches klammern sich ihre Gedan-  
ken und suchen und spähen nach einem  
lichten Ziele — vergebens. Sie mag  
nach dieser oder jener Richtung tasten,  
sie findet nicht ein noch aus. Ein Ge-  
danke schießt ihr jäh durch den Kopf:  
dort unten steht der Beri, sie würde ihn  
unter hundert, ja unter tausend anderen  
herausgefunden haben. Wenn sie nach  
dem Ante zu ihm ginge und sagte: Ich  
habe so und so geseht von Anfang an  
bis jetzt; verzeih' mir! Was gesehen  
ist, läßt sich nimmer ändern, aber wir  
können als Freunde nebeneinander leben.  
Wozu soll einer den andern bitter hassen,  
da... Sie schrickt zusammen vor den  
eigenen Gedanken und schüttelt sich un-  
willkürlich. Nein, es darf nicht sein!  
Er würde sie nur noch mehr verachten,  
wenn er all' ihr Fehlen erführe, und sie  
noch bitterer hassen. Er darf nichts  
erfahren davon... Wenn es ginge, daß  
die Feindschaft nach und nach verlösche,  
wie es ja anderswo oft vorkommt!  
Wegen irgend einer Sache entzweien sich  
zwei Familien, und nach und nach werden  
sie wieder gut. Wenn dies ginge! Sie  
wollte gern nach Möglichkeit mitwirken,  
dies zuwege zu bringen auf irgend eine  
Weise. Dann... Nein! Sie hat dem